

Predigt über Hebräer 11,1-2.39b-40; 12,1-3

Was ist das eigentlich, Glaube? Was ist es, das wir unseren Kindern mitgeben und weitergeben wollen, wenn wir sie taufen lassen, ihnen biblische Geschichten erzählen, sie zum Kindergottesdienst schicken und später zum Konfirmandenunterricht? Ist Glaube etwas, was man lernen kann? Ist Glaube etwas, was man sich vornehmen, wozu man darum auch aufrufen und auffordern kann? Und wie bleibt man beim Glauben, wenn man im Lauf der Jahre, im eigenen Lebenslauf und im großen Weltgeschehen so viel erlebt, was gegen ihn spricht?

Der Verfasser des Hebräerbriefts wagt als einziger der biblischen Autoren eine Definition:

Glaube ist die Grundlage dessen, was man hofft, Erweis von Tatsachen, die man nicht sieht. In diesem Glauben wurde den Alten Zeugnis gegeben, und doch haben sie nicht erreicht, was verheißen war, denn Gott hatte zuvor etwas Besseres für uns vorgesehen, denn sie sollten nicht ohne uns ans Ziel gebracht werden. Darum wollen auch wir, von einer solchen Wolke von Zeugen umgeben, alle Last ablegen und die Sünde, die so leicht umgarnet. Mit Ausdauer lasst uns laufen in den Kampf, der vor uns liegt, und aufsehen zum Anführer und Vollender des Glaubens, Jesus, der um der Freude willen, die vor ihm lag, ausharrte, das Kreuz der Schande gering achtete und sich gesetzt hat zur Rechten des Thrones Gottes. Entsprecht dem, der das Widersprechen von Seiten der Sündigen gegen sich beharrlich aushielt, damit ihr nicht müde werdet und in euren Seelen nicht verzagt.

Der Glaube ist eine Grundlage – das ist das erste, was der Briefschreiber in seiner Definition zu sagen hat: eine feste Grundlage für unser Leben, fester Boden unter unseren Füßen. Es ist gut, so eine Grundlage zu haben. Man muss dann keine Angst haben zu versinken oder ins Schwanken zu geraten oder verloren zu gehen. Und es ist gut, wenn uns eine solche Grundlage, eine Art Grundvertrauen zu Gott, von unseren Vätern und Müttern im Glauben mitgegeben wurde, das Grundvertrauen, dass der Treue dieses Gottes zu trauen ist. Wer solch festen Boden hat, eine feste Grundlage, also ein Fundament, ist nicht in der Gefahr, ein Fundamentalist, eine Fundamentalistin zu werden, denn das krampfhaft sich Klammern an das, was man für fundamental hält, die gewaltsame Unterdrückung von allem Möglichen, was diese Grundlage zu gefährden scheint, in sich selbst und bei anderen, zeigt ja einen fundamentalen Mangel an Grundvertrauen, die Enge, die Engstirnigkeit wie die Engherzigkeit, verrät die Angst.

Doch für unseren Briefschreiber ist der Glaube nicht nur die Grundlage für ein angstfreies Leben, sondern vor allem die Grundlage dessen, was man hofft. Hoffende Menschen, das sind Menschen, die mit der Welt, wie sie ist, nicht zufrieden sind, sondern sich sehnen nach einer anderen, einer neuen Welt. Wer die jetzige Weltordnung gut findet, sich in ihr häuslich eingerichtet hat, braucht keine Hoffnung ist wunschlos und hoffnungslos glücklich. Aber hoffen – das ist ja etwas anderes als vager Optimismus oder das, was man seit einiger Zeit positiv denken nennt; hoffen – das ist auch etwas anderes als sich was wünschen. Zum Hoffen braucht es Gründe oder wenigstens Anhaltspunkte dafür, dass wir uns mit unseren Hoffnungen nicht zu Narren machen, uns nicht blamieren, nicht Hirngespinnste spinnen, Luftschlösser und Wolkenkuckucksheime bauen, phantasieren. Der Glaube, sagt der Briefschreiber, ist die Grundlage dessen, was man hofft.

Und er geht noch weiter: wer glaubt, macht Entdeckungen, entdeckt immer wieder Zeichen, Hinweise, sogar Erweise dessen, was man nicht sieht; wer glaubt, ist befreit von der entsetzlichen Beschränktheit, nur den eigenen armen Augen trauen zu können; wer glaubt, sieht etwas,

was man nicht sieht. In einem neueren Glaubenslied heißt es: denn alles, was der Glaube sieht, spricht seine Sprache, singt sein Lied.

Doch gerade bei diesem Hinweis auf Zeichen und Erweise merkt der Verfasser, dass er mit seiner etwas theoretischen und abstrakten Definition dessen, was Glaube ist, nicht zufrieden ist. Er beginnt zu erzählen, erzählt von lauter biblischen Gestalten, von Glaubenszeugen, fängt zwar nicht bei Adam und Eva, aber doch bereits bei Abel an, erzählt von Noah, von Abraham und Sara, von Isaak, Jakob und Josef und anderen. Dieses schöne, berührende und bewegende 11. Kapitel des Hebräerbriefs wurde im uns vorgeschlagenen Predigttext ausgelassen, weil es zu lang ist. Auch der Verfasser selbst bricht schließlich ab und seufzt: *was hätte ich da noch zu sagen! Es fehlt mir ja die Zeit, wollte ich erzählen von Gideon, Barak, Simson, Jephtah, David, Samuel und den Propheten, die durch den Glauben Königreiche niederkämpften, Gerechtigkeit aufrichteten, Verheißungen erlangten, Löwenrachen stopften, Feuer löschten, dem Schwert entflohen, in Krankheiten zu Kraft kamen, stark wurden im Krieg, Schlachtreihen der Fremden knickten* (vv 32-34). Wir merken, wie der Briefschreiber, der ein begeisterter und begeisternder Prediger ist, bei diesen Geschichten richtig in Fahrt kommt. Wer vom Glauben reden will, kann sich nicht mit einer theoretischen Definition begnügen, sondern muss erzählen, von Menschen erzählen. Und wer zum Glauben an den Gott Israels kommt und sich taufen lässt, wird zum Teilnehmer und Mitmacher an einer Geschichte, die schon lange vor uns, auch schon lange vor Jesus begonnen hat, wird von einer Familie adoptiert und blättert nun in der Bibel wie in einem Familienalbum, um diese ganze weitverzweigte Mischpoke nach und nach kennenzulernen.

Und nun nennt der Autor diese vielen Geschichten und Gestalten eine Wolke von Zeugen. Damit will er nicht sagen, dass die biblischen Texte etwas wolkig und nebelhaft sind; dass wir mit ihnen nun doch an einem Wolkenkuckucksheim bauen, sondern er spielt wiederum auf eine biblische Geschichte, die zentrale, grundlegende biblische Geschichte an: Als der Gott Israels sein Volk aus der Sklaverei befreite, heißt es, ist er selbst mitgegangen, mitgewandert durch die Wüste auf dem Weg aus dem Sklavenhaus heraus und hin zum versprochenen Land der Freiheit, und zwar in Gestalt einer Wolkensäule.

Mit dieser Wolkensäule vergleicht der Briefschreiber die biblischen Gestalten, von denen er erzählt, und sagt damit: in ihnen begleitet uns Gott selbst. Das ist eine große Verheißung für Hörer und Leser der Hebräischen Bibel, unseres sog. Alten Testaments. Wenn wir diese Texte lesen und hören, erfahren wir nicht nur etwas über unsere Adoptivmütter und -väter im Glauben, sondern erfahren Gottes Gegenwart. Freilich sagt er uns mit der Erinnerung an die Wüstenwanderung auch: wir sind noch nicht am Ziel, noch nicht im Reich Gottes, im Reich der Freiheit, sondern noch unterwegs, müssen Durststrecken durchhalten. Und Durchhalten, Aushalten, Ausharren, Beharrlichkeit – das ist sein Leitthema. Er schreibt einer Gemeinde, die uns ein bisschen bekannt vorkommt, nicht völlig fremd ist: eine Gemeinde, die etwas müde und matt geworden ist; die zwar nicht ausdrücklich und pathetisch bestreitet und leugnet, dass der Gott Israels in der Geschichte seines Volkes aktiv und wirksam agiert und in seinem Sohn auch uns Nichtjuden zur Teilnahme und zum Mitmachen an dieser Geschichte gewonnen hat, der es aber an Spannkraft, an Beharrlichkeit fehlt, ständig unterwegs zu sein, Durststrecken durchzustehen. Einige Mitglieder, so hören wir an anderer Stelle des Briefs kopfschüttelnd und staunend, bleiben inzwischen sogar den Versammlungen fern, also den Gottesdiensten, obwohl die sie doch stärken und bewahren, ermutigen und trösten könnten. Eine Gemeinde, die gern schon am Ziel wäre, sich darum manchmal einredet, es auch schon zu sein, die sich zur Ruhe setzt, sich häuslich einrichtet in der Welt, wie sie ist; die die jetzige Weltordnung zwar nicht gut findet, aber vielleicht doch für die beste aller möglichen hält, weil eine andere, eine neue Welt nicht möglich, nichts mehr zu erwarten und zu erhoffen ist. Es ist zudem eine Gemeinde, und

das unterscheidet sie nun doch von Gemeinden in unserer Gegend, die Anfeindungen, Schmä- hungen, Spott und Hohn ausgesetzt ist, was gewiss auch zu ihrer Ermüdung und Ermattung beigetragen hat.

Der Briefschreiber hält gar nichts davon, sich gegen solche Schmä hungen zu wehren womög- lich mit Gewalt, wie das unter Fundamentalisten grässliche Praxis geworden ist, die meinen, man könne die eigene Ehre oder gar die Ehre Gottes durch Morde verteidigen. Stattdessen emp- fiehlt er, den Blick auf Jesus zu richten, der beharrlich ausgehalten und durchgehalten hat, dass ihm widersprochen wurde, die Schande seiner öffentlichen Verhöhnung, Demütigung, Bloß- stellung und schließlich seiner Kreuzigung gering achtete im Blick auf die Freude, die vor ihm lag. Wir hörten im Loblied auf Jesus im Philipperbrief, dass er nicht als Privileg, als Beute verteidigte und festhielt, wie Gott zu sein, sondern abstieg, uns Menschen zum Mitmensch wurde, noch weiter abstieg zum Tod am Kreuz. Doch er sei daraufhin von Gott erhöht worden. Davon redet auch der Verfasser des Hebräerbriefs. Er nennt Jesus den Anfänger oder Anführer und den Vollender des Glaubens. Er umfasst und umklammert, verkörpert diese lange Reihe biblischer Gestalten, diese Wolke von Zeugen. Er ist der Anfänger, er hat unser Vertrauen in den Gott Israels erweckt, ohne ihn würden wir von Abraham, Isaak, Jakob, Josef, Mose und all den anderen wenig wissen, jedenfalls würden sie uns wenig bedeuten. Und er ist der Vollender: seine Erhöhung sagt uns, dass dieser Glaube nicht ins Leere geht, sondern ein Ziel hat.

Doch der Briefschreiber beharrt darauf, dass dieses Ziel nach aussteht, wir uns noch nicht zur Ruhe setzen und noch nicht Ruhe geben dürfen. Wir haben gehört, wie Jesus bei seinem Einzug in Jerusalem von seinem Volk als König begrüßt wurde und damit als Repräsentant und Spre- cher seines Volkes. Er hatte Hoffnungen geweckt, fast schon verschüttete Hoffnungen neu ent- facht. Doch die Römer, die Vertreter der Völker, haben ihn kurz darauf umgebracht, und zwar unter der Überschrift König der Juden, also ebenfalls als Repräsentanten und Sprecher seines Volkes, und damit schienen auch alle Hoffnungen begraben zu sein. Auch wir erfahren immer wieder in uns selbst und um uns herum, was gegen unseren Glauben und gegen unsre Hoffnun- gen spricht, haben das auch in der vergangenen Woche getan. Doch es hat seinen guten Sinn, dass die Karwoche, in der wir des Todes Jesu gedenken, mit dem Palmsonntag beginnt, mit der Erinnerung an die Hoffnungen, die Jesus weckt. Sie werden durch die erschütternde Geschichte, die wir am Karfreitag hören werden, nicht widerlegt, auch nicht durch all das nicht weniger Erschütternde, das wir jeden Tag erfahren. Der Glaube ist die Grundlage dessen, was wir hof- fen, ein Erweis von Tatsachen, die wir nicht sehen, so hörten wir. Und im Buch des Propheten Jesaja heißt es: Männer werden müde und matt, Jünglinge straucheln und fallen; die aber auf den HERRN harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler, dass sie laufen und nicht matt werden, dass sie wandeln und nicht müde werden. Wir haben eine Wolke von Zeugen mit uns, die das bezeugen, und in diesen Stimmen, in dieser Wolke Gott selbst.

Amen.